

Angesichts der dünnen, von zahllosen Ritzen und Fugen durchsetzten Holztür und der schäbigen Fassade eines Hauses in einem schäbigen Viertel, durch das sie nicht einmal bei Tageslicht freiwillig gestreift wären – geschweige denn bei Nacht und dazu noch ohne ortskundige Begleitung –, wo sie aber vor wenigen Augenblicken der Taxifahrer abgesetzt hatte, der während der gesamten Fahrt seltsam wortkarg geblieben war und auf Fragen nur einsilbig oder durch bloßes Nicken und Schütteln seines Kopfes geantwortet hatte, zögerten sie. Aber es war zu spät: Der Fahrer hatte auffällig schnell Gas gegeben und war bereits um die nächste Ecke verschwunden.

Bist du sicher, dass wir hier richtig sind, Richard?

Das ist die Adresse aus dem Excelsior.

Er fächelte ihr mit einem Zeitungsfetzen zu, den er seit Fahrtrtritt krampfhaft in der Rechten gehalten hatte, als handle es sich um eine Leuchtboje in der dunkelsten aller mexikanischen Nächte oder um den sprichwörtlichen Strohalm, den zu ergreifen er sich – selbst in verfahrenen Situationen und sehr zu Doris' Unwillen – bislang immer geweigert hatte. Nun allerdings war das Stückchen Papier die einzige Orientierungshilfe, die ihnen geblieben war in einer Stadt, die aus derart vielen Colonias bestand mit ähnlichen und sogar gleichen Straßennamen, dass sie das Auffinden der richtigen Adresse bereitwillig und, wie ihm jetzt schien, ziemlich unüberlegt einem Fremden überantwortet hatten, der zu allem Überfluss auch noch angebliche Abkürzungen durch schlecht oder gar nicht beleuchtete Viertel genommen

hatte, so dass er, Richard, schon nach wenigen Kreuzungen die Orientierung verloren hatte und es ihm unmöglich gewesen war, ihren Kurs auf dem Stadtplan zu verfolgen.

Das Haus trägt keine Nummer und kein Straßenschild; das kann überall und nirgendwo stehen.

Nirgendwo gibt es nicht, Doris, und der Taxifahrer wird schon gewusst haben, wo er uns absetzt.

Es könnte eine Falle sein.

Dann wird es wohl besser sein, hineinzugehn anstatt draußen zu warten, bis uns jemand an den Kragen geht.

Ich weiß nicht.

Der Veranstaltungshinweis, der sie hierher gelockt hatte, kündigte im Rahmen einer *presentación del libro* eine *mesa redonda* mit ein paar namhaften Schriftstellern an sowie einen Überraschungsgast. VALE LA PENA stand da in großen Lettern und mit Rufzeichen. Nicht versäumen, hatte Richard übersetzt. Das wär doch was, oder?

Entweder ist es die falsche Adresse oder wir sind zu spät dran.

Eher zu früh, Doris. Der Beginn war vor fünf Minuten.

Eben.

Nichts eben. In diesem Land kommt doch kein Mensch pünktlich zu einem Treffen!

Immerhin ist es eine offizielle Buchpräsentation.

Wie auch immer –

Er trat die fünf Stufen hinunter zu der Tür, die ihn wie der Eingang in ein unterirdisches Verlies anmutete, eine geheime Welt, aus der in die Oberstadt nur hin und wieder Gerüchte und Ahnungen drangen, die sich dann zu Geschichten verdichteten von dubiosen Gestalten und noch viel dubioseren Geschäften, die den Zuhörern

Schauder über den Rücken jagten, eine Welt, in der Drogenhandel und Prostitution noch zu den zivilisierteren Tätigkeiten zählten und in die es die Menschen dennoch magisch hinabzog. Er wollte eben die Türklinke hinunterdrücken, als er schnelle Schritte hörte und Doris warnend zischelte. Es war eine Frau, die, offenbar in Eile, die dunkle Gasse herankam, zielsicher auf die Treppe einbog, sich an ihm vorbeisob – *Con permiso, caballero!* – und in dem Lokal verschwand. Der kurze Moment, in dem sich die Tür wie eine Wunde öffnete und wieder schloss, genügte, um ein dichtes Stimmengewirr und einen Schwall von Rauch und Alkohol auf die Gasse zu wehen.

Doris stand noch immer oben auf dem Gehsteig.

Nun komm schon! Es wird schon nicht Dantes Inferno sein.

Nein, aber vielleicht die Unterwelt des Quetzalcoatls oder eines anderen dieser blutrünstigen aztekischen Götter.

Sei nicht albern, Doris.

Er öffnete die Tür.

Der Raum: erfüllt vom Rauch von Zigarren und Zigarillos, vom Geruch nach Wein und Tequila, dem Klirren hunderter Gläser, den Stimmen zahlloser Männer und Frauen, die dichtgedrängt stehen und plaudern, lachen, gestikulieren, einander umarmen. Die Menschen: gut gekleidet (jedenfalls nicht in dem Aufzug, den er befürchtet hat), die Frauen in Kostümen, mit kurzen Röcken (trotz der, wie er mit einem Blick feststellen muss, meist stämmigen Beine) und stark geschminkt, die Männer eher leger, in Jeans und Lederjacken, einige aber auch in dunklen Anzügen und mit Krawatten. Die Szenerie: Winken, Händeschütteln, Schulterklopfen, Umarmungen, Rufen von Namen,

Lachen, Scharren von Sesseln und Schuhen, Gläserklirren; das Klatschen der Hände, wenn zwei Männer einander begrüßen, die Handflächen zusammenschlagen oder während der Umarmung einander auf die Schultern klopfen. Das babylonische Stimmengewirr, aus dem einzelne Silben, Wörter, Satzteile wie Leuchtraketen aufsprühen, bevor sie noch im selben Moment wieder verlöschen, in dem brodelnden Meer untergehen und von anderen abgelöst werden: *¡Hola, compadre!* – *¿Cómo te va?* – *¡Qué bueno verte, Guillermo!* – *¿Ya has visto a Jorge?* Die Tür öffnet sich, neue Gäste strömen herein, mischen sich unter die Anwesenden und spülen Doris mit sich. In der Nähe die Frau, die vor ihm den Raum betreten hat: soeben umarmt sie einen Neuankommeling, wird von ihm auf die Wange geküsst. *Pajarrito, ¡qué alegría verte!* – *Clara, hermosa como siempre.*

Doris wirft ihm einen Blick zu, bedeutet ihm mit einer Kopfbewegung, dass sie gehen sollen, aber da steht schon ein Kellner mit einem Tablett vor ihnen, lächelt, bietet ihnen Wein an.

¿Blanco o rojo?

Er nimmt zwei Rotweingläser, reicht Doris eines, prostet ihr zu.

Salud, mi amor.

Salud.

Schau nicht so, Doris.

Ich schau gar nicht so.

Du wirst sehn: Wir haben das richtige Lokal gewählt. Hoffentlich.

Nach und nach beruhigen sich die Stimmen, nehmen die Leute Platz an kleinen, mit Nelken geschmückten Rundtischen. Erst jetzt wird eine Holzbühne sichtbar mit einem länglichen Tisch, Mikrofonen, einem Strauß weißer und gelber Nelken und vier Sesseln.

Richard lässt den Blick schweifen, findet zwei leere Sessel an einem der hinteren Tische, tritt an das Paar heran, das soeben Platz genommen hat.

Discúlpenme, ¿están los asientos libres?

Die Frau wendet sich ihm zu; erst jetzt erkennt er sie und ihren Begleiter.

Sí. ¡Siéntense!

Während sie sich setzen, betreten vier Männer die Bühne, nehmen Platz, tuscheln, schieben die Mikrophone zurecht, einer klopft auf das vor ihm positionierte, versichert sich, dass es eingeschaltet ist, nickt, schiebt es seinem Nachbarn hin, einem kleinen, schnauzbärtigen Mann mittleren Alters, dessen Blick immer wieder vom Blatt abhebt, durch den Raum kreist, jemanden im Saal fixiert; sein Lächeln, das nie zur Gänze aus dem Gesicht verschwindet: Wie er den Autor kennengelernt habe, noch als Student, wie sie ihre ersten literarischen Versuche ausgetauscht, nächtelang diskutiert und einander kritisiert hätten, schließlich die ersten Veröffentlichungen, die ersten Erfolge, wie sie einander geholfen hätten und es heute noch tun.

Verstehst du das alles?

Doris' Stimme: leise, nah an seinem rechten Ohr.

Ungefähr. Den Rest reim ich mir zusammen.

Dann der zweite Redner: eine hochgewachsene, hagere, alterslose Gestalt, die ihren Text abliest, verhalten, ohne ein einziges Mal aufzublicken, während der kurzen Pausen zwischen den Sätzen mit der Rechten an den Krawattenknoten fasst, ihn zurechtrückt, auch nicht aufschaut, als der Text zu Ende ist und die Gäste zu applaudieren beginnen.

Um deine nicht gestellte Frage zu beantworten, Doris: Ich habe fast nichts verstanden. Muss ein Kritiker oder Wissenschaftler sein. Ziemlich gestelzte Sprache.

Der dritte: ein älterer, kahlköpfiger Mensch, der seinen Text langsam spricht, jedes Wort betonend, durch Gesten der rechten Hand unterstreichend, manche Passagen auswendig rezitiert, die Augen geschlossen, in einer Art Sprechgesang, durch den immer wieder pájaros, Vögel, flattern, die sich von den hojas, den Blättern des Dichters, erheben como un manantial de sonidos perdidos.

Das Paar an ihrem Tisch hat während des Vortrags immer wieder getuschelt, die Köpfe geschüttelt, applaudiert jetzt nur verhalten. Die Frau schaut zu ihnen herüber, wirft ihnen einen vieldeutigen Blick zu.

Wir sind Fremdkörper, Richard. Jeder hier merkt das.

So wichtig sind wir nicht, dass uns jeder beachtet, Doris.

Endlich der Autor: eine bullige, mit ihren groben Händen, dem schwarzen, ungepflegt wirkenden Vollbart und der abgewetzten Lederjacke unpoetisch wirkende Erscheinung (Doris zieht die Augenbrauen hoch und schürzt die Lippen); er beginnt zu erzählen, blättert währenddessen in seinem Buch, scheinbar geistesabwesend, spannt es mit beiden Daumen, lässt die Blätter rieseln wie Sand. Dann: wie sein Körper in sich zusammensinkt, als er das Buch an einer Stelle aufschlägt, sich vorbeugt, zu lesen beginnt, versunken, als lese er für sich allein, als seien er und seine Gedichte eins; und seine Stimme, die den Raum füllt, volltönend, dunkel.

*Yo no tengo más remedio
que agachar la cabesita
y decir que blanco es negro*

Unbemerkt ist ein Gitarrist auf die Bühne gekommen, hat sich in den Sprechgesang des Dichters gemischt, begleitet ihn bei den letzten Gedichten, bevor die vier

Männer unter tosendem Applaus (¡Otra! ¡Otra! ¡Bravo!) das Podium verlassen, zwei Kellner Tisch und Stühle entfernen und die Bühne nun ganz dem Musiker und dem Sänger überlassen, der aus dem dunklen Hintergrund auftritt, die schwarze Schärpe über dem Bauch glattstreicht, den Blick senkt, sich konzentriert. Nach den ersten perlenden Akkorden das Klatschen seiner Hände, leise, als müsse er den Tönen erst nachlauschen, seine Melodie finden, bevor er anhebt zu singen.

*Tengo un pozo en mi casa
y yo me muero de sed
porque la soga no alcanza*

Während des Liedes hält er die Augen immer wieder geschlossen, unterstreicht einzelne Textpassagen durch Gesten, ballt die Faust, fasst sich an die Brust, sinkt, wie unter großen Schmerzen, vornüber, richtet sich wieder auf, presst die Fingerspitzen zusammen, schüttelt bei jeder Silbe, die er gewaltsam in die Länge zieht, die Hände, lässt die Finger auseinanderschnellen, spreizt sie zu einem Fächer, breitet die Arme aus wie ein Gekreuzigter, beendet das Lied in einem langgezogenen, kehligen Laut.

Einen Moment lang Stille. Das Publikum scheint paralytisch, wie unter Schock, dann beginnen die ersten Hände zu klatschen, braust der Applaus auf, dazwischen hinein Rufe (¡Bravísimo! ¡Qué padre! ¡Otra!), an einem Tisch in der ersten Reihe springt ein weißhaariger alter Mann auf, applaudiert mit weit ausholenden Armbewegungen, legt den Kopf in den Nacken, hält die Hände an den Mund, ruft etwas durch den Tumult, nimmt sein Glas, hält es hoch und reicht es dem Sänger. An allen Tischen sind Männer und Frauen aufgesprungen, applaudieren, rufen durcheinander, stampfen mit den Füßen,

lassen die Gläser klingen. Die Frau an ihrem Tisch protestiert ihrem Begleiter zu, wendet sich dann zu Richard, formt die Lippen zu einem ¡Salud!, beugt sich zu ihm herüber und ruft mit heiserer Stimme, jede Silbe überdeutlich artikulierend: ¡El mejor cantante de México!, er nickt, lächelt, spürt das Blut durch den Körper rasen. Doris steht neben ihm, die Augen weit aufgerissen, die Wangen gerötet. Der Saal ist ein brodelnder Kessel; alle stehen, schreien, klatschen, werden erst wieder still und setzen sich, als die Tänzerin auftritt.

Ohne das Publikum anzusehen, kommt sie, den Blick gesenkt, strebt auf die Mitte der Bretterbühne zu, ist einfach da, eine Feuersäule in ihrem langen roten Kleid. Ein paar ausgestreute Akkorde: Schritte, vorsichtig, als müsse sie erst das Gehen üben, ein paar beiläufige Bewegungen, dann steht sie wieder still, lässt nur die Arme kreisen, Schlangen, die sich um ihren Kopf winden, den Oberkörper hinab zu den Hüften; eine energische Drehung des ganzen Körpers, der Schlag auf die Gitarre, das Klatschen der Hände, das Stampfen der Füße: ein einziger Laut, der alle zusammensucken lässt; gleich darauf Ruhe, nur das Becken kreist und die Brust hebt und senkt sich unter dem stärker werdenden Atem; leise, verhalten das Klatschen des Sängers, die Gitarre ein Bienenschwarm, gefangen in seinem Stock, vibrierend, wartend, den Flug noch hinauszögernd; die Hände raffen den Rock, ¡Ea!, die Füße setzen die Bretter in Brand: Knirschen und Splittern von Holz, Donnern und Trommeln der Schuhe, auf die Bühne prasselt ein wütender Hagel, lässt Gläser und Teller zerspringen, versprüht seine Körner im Raum, die erste Nelke fliegt auf die Bühne, wird von den rasenden Füßen zerstampft, *estoy viviendo en el mundo*, ein Sprung, eine herrische Geste, die Bienen beruhigen sich, ziehn sich zurück in den

Stock, die bebenden Lippen, der Schweiß auf der Stirn, der Blick abwesend, starr, *con la esperanza perdida*, der Körper vibriert, mit aller Gewalt noch gebändigt, während die Füße auf der Stelle tänzeln, eine fast unsichtbare Bewegung, nur das Prasseln der Absätze und Sohlen zu hören, das ungeduldige Summen der Bienen, *no es menester que me entierren*, Schweiß rinnt ihr schon in Strömen über das Gesicht, verwischt Schminke und Lippenstift, fließt den Hals hinab, sammelt sich in der Grube zwischen den Brüsten, färbt das Kleid dunkel, ihre Lippen zittern, skandieren den Takt, *porque estoy enterrado en vida*, eine Geste der rechten Hand: der Bienenstock birst, Hagel und Donner der Füße, die Frau scheint die Bühne zertreten zu wollen, wirbelt im Fieber über die Bretter, feuert den Spieler an, springt auf den Sänger zu, wendet, rast, trommelt, stampft knatternde Salven ins Holz, wirft ihren Kopf in den Nacken, presst die Zähne zusammen, schreit auf, beendet den Tanz in einer Wolke aus weißen und gelben Nelken.

2

Da saßen sie nun in einem fremden Wagen mit einem fremden Fahrer – oder so gut wie fremden, denn sie kannten ihn erst gerade einmal vierundzwanzig Stunden, in denen sie, zugegebenermaßen, viel gemeinsam unternommen hatten, nachdem er sie im Foyer ihres Hotels angesprochen und sie so gewinnend und vertrauenerweckend in ein Gespräch verwickelt hatte (Nein, sie brauchten sich nicht zu sorgen, er wolle nichts von ihnen, noch würde er sie in einen Hinterhalt locken, sie seien ihm bloß aufgefallen, oder besser: ihre Art zu schauen und durch die Stadt zu gehen und Dinge zu kaufen, für die sich Touristen üblicherweise nicht inte-

ressierten – sie seien ihm nämlich in den letzten Tagen mehrmals zufällig, oder besser: vom Schicksal bestimmt über den Weg gelaufen –, weshalb er sie einfach habe ansprechen müssen...), dass sie nicht anders konnten, als sich ihm auf seiner nächtlichen Tour anzuschließen, auf der er ihnen, wie versprochen, verborgene Seiten einer Stadt zeigte, von der sie geglaubt hatten, sie mittlerweile einigermaßen gut zu kennen, und die ihnen dann ein ganz anderes Gesicht zeigte: die hässliche Fratze der Prostitution, und das ausgerechnet in Merced Balbuena, wo sie, Doris, so gerne einkaufte und, nicht ahnend, was sich hier allabendlich, wenn die Stände und Waren weggeräumt waren, abspielte, durch den Markt spazierte und die fremden, betörenden Düfte einsog und die Farben der exotischen Früchte sie in einen Rauschzustand versetzten, der sie nach Stunden der Wanderung euphorisch und schwer bepackt mit den neuesten Einkäufen in ihr Hotel zurückkehren ließ, und wo jetzt, am Abend, das bunte Spiel der Farben und Düfte einer Tristesse wich, die Straßen und Gassen dunkel, kaum beleuchtet, der Asphalt bedeckt mit Müll und Resten von Obst und Gemüse, da und dort Betrunkene, die ihren Rausch in einem Hauseingang, im Schatten eines geparkten Wagens oder mitten auf dem Gehsteig liegend ausschlieften, und, aufgereiht wie Laternenpfähle, das Heer der Huren, blutjunge, noch minderjährige Mädchen, halbe Kinder neben alten, zerknitterten, vom Leben überrollten Gestalten, bildhübsche Gesichter und Figuren, die jederzeit als Models durchgehen konnten, neben erstaunlich molligen und manchmal regelrecht fetten, ausufernden Wesen, als wären sie einem Fellinifilm entsprungen, einige bis zur Unkenntlichkeit geschminkt und in schwarzem oder rotem Leder, die Röcke aufreizend kurz, die Beine in hochhackigen Stie-

feln, die meisten allerdings ungeschminkt und fast nachlässig gekleidet, als seien sie von einer anderen Arbeit nur schnell vorbeigekommen und würden auch gleich wieder gehen, manche in so ärmlichem Aufzug, dass man sich ihre Unterkunft – sofern sie überhaupt eine fixe besaßen – unschwer vorstellen konnte, und, während ihr Wagen langsam durch die Straße glitt und sie hinausblickten, als wohnten sie einem seltsamen, unbegreiflichen Theater oder einem Stummfilm bei, dessen Zusammenhänge sich erst nach und nach erhellten und der dem Betrachter in jeder auch noch so kleinen Sequenz bewusst macht, wie fern er dem Geschehen sei, auf einmal Octavios Stimme: *Todas paracaidistas*, alles Fallschirmspringerinnen, aus den Provinzen in die Stadt gekommen auf der Suche nach Arbeit und einem Mann und in dem irrigen Glauben, das große Geld machen zu können, bis jede von ihnen hier landet und hier bleibt und bleiben wird, weil die paar Märchenprinzen schon alle versorgt sind und anderswo leben – sofern es überhaupt welche gibt.

Richard und sie hatten geschwiegen, den Blick betreten nach draußen gerichtet, und sie hatte das unangenehme Gefühl gehabt, etwas Unanständiges zu tun, als blickten sie verbotenerweise durch ein Schlüsselloch, als verletzten sie die Intimsphäre von fremden Personen, die sich nicht wehren konnten oder auch nicht wollten, weil es ohnedies egal war; sie waren Voyeure, die den verschlissenen Rock der Stadt hoben, um einen flüchtigen Blick darunterwerfen zu können, und die Stadt ließ sie gewähren, gewohnt, begafft und missbraucht zu werden.

Schaut euch die Häuser an. – Octavios Stimme, den Fluss ihrer Gedanken und Erinnerungen störend. – Die meisten abbruchreif, nach dem Erdbeben von ihren Besitzern nicht mehr instandgesetzt und aufgegeben,

wie drüben in Tepito. Eigentlich dürfte kein Mensch in ihnen wohnen, doch für die Huren und ihre Freier geben sie ein billiges Quartier ab; da drückt man bei der Behörde schon ein Auge zu, schließlich braucht man ja selber hin und wieder einen Unterschlupf. Und solange kein Haus einstürzt... Aber ich möchte euch noch was anderes zeigen.

Sie waren durch die nächtlichen Straßen weitergefahren, durch Viertel mit wenig Verkehr und kaum Menschen, eine Geisterstadt, durch die ein paar einsame Fahrzeuge ihre Kreise zogen, Octavio war verstummt – vielleicht war er müde geworden, vielleicht weil sie selbst einsilbig waren und zu seinen Ausführungen nur genickt hatten, vielleicht weil ihn die Fahrt mit den beiden Touristen schon reute –, sie hatte sich an Richard geschmiegt und er hatte ihre linke Hand ergriffen und gedrückt zum Zeichen, dass sie sich nicht aufzuregen brauche. (Beim Gedanken daran musste sie lächeln: Was hätte Richard schon unternehmen können, wenn Octavio sie in eine Nebenstraße gefahren und eine Waffe gezogen hätte oder die Türen aufgerissen und sie von ein paar Vermummten vergewaltigt und ausgeraubt oder am Ende gar getötet worden wären? Aber nichts dergleichen war geschehen, außer dass ihr – und auch Richard, wie er ihr später im Hotel gestanden hatte – eine überreizte Phantasie Angst eingejagt hatte.) Irgendwann, so schien es ihr (aber sie konnte sich auch täuschen, denn ihr schlechter Orientierungssinn war legendär und hatte ihnen beiden schon genügend Anlässe zu Streit und Odysseen durch fremde Städte und Landschaften geboten, wenn Richard den Wagen lenkte und sie ihn nach der Autokarte zu dirigieren versuchte), hatten sie die Insurgenten passiert, aber gleich wieder verlassen und waren in ein weiteres dunkles Viertel

eingebogen, wo erneut Prostituierte die Straßen säumten, die diesmal aber besonders herausgeputzt waren und größer von Statur, ungemein attraktive Gestalten, von denen ein eigenes Flair ausging, etwas Anziehendes und Gefährliches zugleich, das sie unangenehm berührt hatte. Eine Zeitlang waren sie wortlos die Straßen entlang gefahren, bis Octavios Stimme sie unvermittelt aus der Betrachtung riss.

Son maricones.

¿Qué?

Homosexuales. Y travestíes.

¿Son hombres?

Sí. Alles Männer. Jede einzelne Frau.

No puedo crearlo.

Dann schaut genauer.

Octavio fuhr den Wagen noch einmal die Straße entlang, besonders langsam und nah am Gehsteig. Die Wesen folgten dem Fahrzeug mit ihren Blicken, manche lächelnd, die Hände in die lasziv vorgeschobenen Hüften gestützt, die meisten aber skeptisch, als wüssten sie, dass es sich bei den Dreien, die sie aus dem Auto heraus begafften, um keine potentiellen Kunden handelte.

Sie prüfte die Gesichter. Bei manchen glaubte sie hinter der Schminke männliche Züge erahnen zu können, im einen oder anderen Fall wirkten die Hüften allzu schlank, aber die – zugegebenermaßen kleinen – Dekolletés waren überzeugend. Richard neben ihr sagte nichts, startete nur befremdet an ihr vorbei durchs Fenster.

¿Convencidos?

Überzeugt? No.

Bueno.

Octavio brachte den Wagen vor einer besonders hübschen Frau zum Stehen und kurbelte das Seitenfenster herunter.

Die Frau näherte sich, beugte sich vor, stützte die Rechte auf dem Wagenschlag auf, verbreitete noch im selben Moment den intensiven Duft eines süßlichen Parfums. Sie lächelte spöttisch, und als sie den Mund öffnete und etwas sagte, tat sie es mit der sonoren Stimme eines Baritons.

Hasta mañana a la misma hora, hatte Octavio gesagt, nachdem er sie auf ein, zwei, drei oder mehr Runden Tequila (so genau konnte sie sich nicht mehr erinnern, nur dass ihr Kopf heute Morgen erstaunlich klar gewesen war) in einer schummrigen Bar mit Fotos und Gemälden von Stierkämpfern an den Wänden eingeladen und sie dann reichlich illuminiert vor ihrem Hotel abgeliefert hatte, morgen sei Sonntag, da gebe es etwas Besonderes, das sie sicherlich noch nicht erlebt hätten und nicht so schnell vergessen würden, algo – dabei hatte er vielversprechend mit den Augen gezwinkert – algo clandestino.

Da saßen sie also wieder in Octavios Wagen – er war tatsächlich erschienen, wider Erwarten und pünktlich auf die Minute (insgeheim hatte sie sogar gehofft, er käme nicht, denn noch immer misstraute sie ihm ein wenig, konnte sich nicht vorstellen, dass jemand ohne Hintergedanken, ohne etwas im Schilde zu führen, zumindest ohne eine Gegenleistung zu erwarten, wildfremde Menschen auf eigene Kosten durch die Gegend chauffierte und für ein paar Tequilas mehr Geld ausgab als sie üblicherweise für Essen und Getränke an einem Tag) – und fuhren einem ihnen beiden unbekanntem Ziel entgegen. Octavio rückte nicht damit heraus, beantwortete Fragen nur mit einem undurchsichtigen Lächeln oder wiederholte seine Ankündigung vom Vortag: algo clandestino – etwas Verbotenes. Wenn sie sich richtig orientierte, durchquerten sie die Stadt in nörd-

licher Richtung (zumindest stand die Sonne zeitweilig zu ihrer Linken und die Schatten fielen bereits lang und flach). Es gab wenig Verkehr, so dass sie bald den Stadtrand erreichten – sofern bei dieser Stadt von einem Rand die Rede sein konnte: Täglich entstanden an ihrer äußersten Peripherie neue Hütten und Häuschen, bildeten sich Siedlungen, die irgendwann einen eigenen Namen, eine eigene Postkennzahl, eine eigene Stromversorgung und, wenn die örtliche Leitung hochherzig und nicht allzu korrupt war, eine eigene Kanalisation erhielten, während an ihrem Rand längst neue Häuser errichtet worden waren, die ihrerseits eine neue Siedlung, eine *Ampliación*, bildeten, so dass sich die Stadt täglich in ihre Umgebung hineinfräß und bestehende Dörfer, die früher kilometerweit entfernt gelegen waren, verschlang und vertilgte. So auch hier: Soeben passierten sie zu ihrer Rechten eine riesige, rasterförmig angelegte Siedlung mit einigermaßen solide wirkenden Gebäuden (wenngleich die Straßen unasphaltiert waren, weshalb alles in ein staubig-gelbes Licht getaucht war, und über dem Viertel ein dicht gespanntes Netz aus Stromleitungen hing, deren Enden in offene Fensterhöhlungen mündeten – eine hierorts offenbar übliche Art der Energieversorgung, denn sie hatte das schon mehrmals gesehen, nur dass in diesem Fall das Netz besonders eng geknüpft war), während zu ihrer Linken ein Heer schäbiger Hütten einen steilen Hügel besetzt hatte, straßen- und gassenlos, nur ein paar schmale Gehwege erkennbar und so nah am Steilabhang errichtet, dass man befürchten musste, beim nächsten Wolkenbruch würde alles in Bewegung geraten und unter einer Schlammlawine begraben werden.

Se llama Paraíso.

¿Cómo?

Paraíso. – Octavio wies auf die Siedlung zu ihrer Rechten. – Wir Mexikaner sind sehr kreativ im Erfinden von Namen, vor allem beim Benennen wüstenähnlicher Gegenden. Und das da – Er zeigte auf den Hügel. – nennt sich Tierra y Libertad.

Kurz danach zweigten sie von der Hauptstraße ab und holperten über einen Schotterweg mit vereinzelt Resten von Asphalt und zahllosen Schlaglöchern auf ein Dorf zu. Im späten Nachmittagslicht schien alles weicher und milder geworden, selbst die unverputzten Ziegelhäuser und primitiven Holzhütten trugen nun einen samtigen Flor, der über ihr wahres Aussehen hinwegtäuschte. Nur die Kinder mit ihren zerschissenen Hemden und Höschen und nackten, dreckstarrenden Füßen widersetzten sich der Beschönigung.

¿A dónde nos llevas?

Wir sind schon da.

Sie hielten vor einem garagenähnlichen Gebäude, einem unverputzten Ziegelbau mit Wellblechdach und einem zweiflügeligen Eisentor, das nun geschlossen stand. Auf ein Plakat hatte jemand mit ungelinker Hand und in rostroten Buchstaben das Wort PALENQUE gemalt. Links davon hing ein verwittertes Schild: CORONA, rechts ein nicht minder verwittertes: MODELO.

¡Vámonos!

Sie stiegen aus.

Die Luft war noch immer warm, vor allem aber schwer vom Staub und dem strengen Geruch nach Stall und Tieren. Aus dem Gebäude drangen Männerstimmen, vereinzelt Rufe und aufgeregtes Geflatter. Irgendwo krächte mehrmals ein Hahn.

Mit einem Mal ahnte, nein: wusste sie, wohin sie Octavio entführt hatte. Sie musste ihn ablehnend oder

entsetzt angesehen haben, denn er blieb am Tor stehen und sah ihr fest in die Augen.

Es el Día de la Pelea de Gallos. Ein ganz besonderer: Es ist kein offizieller Hahnenkampf; heute kann kommen und seine Hähne spielen lassen, wer will. Vor allen Dingen aber de navajas.

¿Cómo?

Mit feinen Klingen an den Füßen. Das macht den Kampf más fuerte.

Octavio schob den rechten Torflügel auf.

¡Véngan!

Sie beide sahen einander an. Richard hob die Schultern mit einem Gesichtsausdruck, als wolle er sagen: Was kann schon passieren? oder Was bleibt uns schon übrig?, und folgte Octavio. Sie zögerte. In ihrem Magen kündigte sich Übelkeit an. Sie sah sich um, als gebe es irgendwo doch noch einen Ausgang aus der verfahrenen Situation, dann folgte sie Richard.

Der Raum war voll Menschen. Männer, Frauen und viele Kinder hockten dichtgedrängt im Kreis auf dem Boden, nur auf der dem Eingang gegenüberliegenden Seite saßen ein paar besser gekleidete Männer auf bunten Plastikklappstühlen, Notizblöcke und Mappen auf ihrem Schoß; offenbar Schiedsrichter, Buchmacher oder Dorfhonoratioren. In der Kreismitte, vom schummrigen Licht, das aus Spalten im Dach fiel, beleuchtet wie Musikstars auf einer Provinzbühne, standen zwei Männer in buntkarierten Hemden, Jeans und mit Strohhüten auf den Köpfen: die beiden Kontrahenten. Soeben hatten sie ihre Kampfhähne eingefangen und drückten die flatternden Tiere an ihre Brust. Es war auffallend still, niemand sprach ein Wort, nur das aufgeregte Schlagen der Flügel war zu hören. Die beiden Männer traten auseinander, so weit es der Kreis zuließ, hoben

ihre Hähne und ließen sie plötzlich, ohne dass von jemandem ein Kommando gegeben worden wäre, aufeinander los.

Die beiden Hähne: ein verfilztes Bündel schlagender Flügel, eine rotierende Kugel aus sich sträubenden, ausgerupften, aufstäubenden Federn, ein rasender Wirbel roter, gelber, brauner Farbstreifen und -tupfer, aus denen sich wie bei einem wild kreisenden Karussell nur für Bruchteile von Sekunden Einzelheiten schälen, bevor sie wieder zerfallen und im Farbenrausch verschwinden, ein Auge, ein Schnabel, eine gelb leuchtende Kralle, dann hat eines der Tiere die Oberhand gewonnen, hockt auf dem Gegner und hackt auf ihn ein, wild und besinnungslos, bis die beiden Männer die Hähne trennen. Der eine ist verloren, zappelt nur noch mühsam, aber seine Bewegungen erlahmen schnell, werden langsamer, schwächer, enden in einem letzten kraftlosen Zucken. Der Sieger wird von seinem Besitzer, einem vielleicht sechzehnjährigen Burschen, in die Höhe gehalten. Zustimmendes Gemurmel. Dann verfrachtet ihn der junge Mann in einen Holzkäfig, holt ein weiteres Tier hervor und präsentiert es der Runde. Es ist ein besonders großer, prächtiger Hahn, geschmückt mit roten Bändern. Stimmengewirr, vereinzelte Rufe.

¿Quién es?

¿Este muchacho? Se llama Ernesto. Viel mehr weiß man nicht von ihm. Es aficionado de la Pelea de Gallos. Ein Anhänger des Hahnenkampfes, wie es keinen zweiten gibt. Kommt aus dem D.F. zu jedem Kampf heraus mit Hähnen, die er angeblich selber züchtet. Eigentlich noch zu jung für die Sache, aber hochangesehn. Und sehr begabt. Gewinnt die meisten peleas.

Ein zweiter Mann tritt in den Kreis, präsentiert dem Publikum seinen Hahn, ein ähnlich großes, kräftiges

Tier mit blauen Bändern an den Beinen. Tuscheln, Rufen, Schreien. Hände mit Geldscheinen werden hochgereckt. Einer der Buchmacher ist von seinem Sessel aufgestanden und geht durch die Zuschauerreihen, nickt, nimmt entgegengestreckte Scheine in Empfang.

Jeder der Kontrahenten spielt drei Tiere. Natürlich steigern sie ihre Kämpfe, bringen die besten Tiere zum Schluss. Das hier muss die dritte und letzte Runde sein.

– Octavio sieht sie beide an. – Wollt ihr mitbieten?

Wie auf Kommando schütteln sie ihre Köpfe.

Noch einmal gehen die beiden Männer im Kreis, präsentieren ihre Tiere, während der Buchmacher die letzten Wetten entgegennimmt, dann nehmen sie ihre Positionen ein.

Ich denke, er macht den Kampf.

¿Quién?

El joven. Ernesto.

Es ist nun still geworden, nur das gereizte Geflatter ist zu hören.

Plötzlich lassen die Männer ihre Hähne frei.

Die beiden Tiere stoßen aufeinander zu, verkeilen sich, beginnen zu rotieren, fahren auseinander, prallen erneut aufeinander, so heftig, dass es sie hochreißt, sie eine gedrechselte Säule aus roten und blauen und braunen schlingernenden Farben bilden. Als sie am Boden zu liegen kommen, treten die beiden Männer vor, trennen die wütend flatternden Tiere, die ihre Hälsen weit nach vorne recken, die Luft mit ihren scharfen Schnäbeln zerhacken. Niemand sagt etwas, alle starren nur gebannt auf die Tiere, durch deren Körper Wellen der Erregtheit rollen. Erneut gehen die beiden Hähne gegeneinander vor, ihre Kampfeswut scheint ungebrochen. Diesmal ist der Gegner von Ernestos Hahn schneller: er springt ihm mit gespreizten Krallen entgegen, wirft ihn zu Boden

und hackt auf seinen Kopf ein. Staub wirbelt auf, Federn sprühen durch die Luft; in dem kreiselnden, zuckenden Mahlstrom aus Farbflecken und unzusammenhängenden Formen, der alles aus seiner Umgebung in sich aufzusaugen scheint, sind die beiden Hähne nicht mehr voneinander zu unterscheiden, bilden sie ein fest verschlungenes Knäuel, das sich wie wild um die eigene Achse dreht. Für einen kurzen Moment halten die beiden Tiere inne, Zeit genug, um erneut getrennt zu werden. Aber der Kampf ist noch nicht entschieden. Noch einmal heben die Männer die Tiere, deren Angriffslust deutlich erlahmt ist: Ernestos Hahn hält den Kopf schief, als hänge dieser nur noch an einem müden Muskel, ein Flügel seines Kontrahenten hängt schlaff und bewegungsunfähig herab. Die Männer reizen die Hähne, indem sie diese scheinbar aufeinander losgehen lassen, sie aber festhalten und im letzten Augenblick, bevor ihre Schnäbel den Gegner erreichen, wieder zurückziehen. Die Tiere flattern empört, werfen ihre Köpfe hin und her; aber die Männer geben sie noch nicht frei, wiederholen das Spiel zwei weitere Male, bevor sie die Hähne endlich hochwerfen. Diesmal ist der Kampf kurz und endgültig: Ernestos Hahn springt auf den Gegner zu, wirft ihn zu Boden, eine blitzartige Bewegung eines Beines, ein letztes Flattern, dann liegt das andere Tier mit abgetrenntem Kopf im Staub. Zustimmendes Kopfnicken, Gemurmel. Ernesto fängt seinen Hahn ein, präsentiert ihn stolz der Runde. Erst jetzt sind auch dessen Verletzungen zu erkennen: Der Kamm ist arg zerzaust, die linke Augenhöhle leer.

Buena lucha. – Octavio nickt anerkennend. – Aber den Hahn kann Ernesto vergessen.

Spätabends, nach sechs weiteren Kämpfen und mehreren Bechern Bier, zu denen sie Octavio eingeladen hat,

verlassen sie schweigend die Arena, treten hinaus in die zikadenskandierte Nacht, erschöpft und verwirrt.

Sie blickt sich um, vom Dunkel geblendet. Im Süden, wohin sie zurückkehren werden, das Flimmern einer Galaxie, metaphysisch und doch sehr irdisch.

Spürst du es auch, Richard?

Richard nickt.

Ich weiß, was du meinst. Es ist wie nach einem Stierkampf. – Er sucht nach den richtigen Worten, Worten, die das Unbegreifliche wenn nicht benennen, so wenigstens einkreisen, berühren können. – Es ist diese Mischung ... eine Mischung aus ... Ekel und Euphorie.

Sie nickt. Dann, endlich, befreit sich ihr Magen davon.

3

El que no conoce Los Ángeles no conoce México.
Los Ángeles?

Nicht die Stadt in den USA, Doris, auch wenn dort bald mehr Mexikaner leben als Englischsprechende. Ein Lokal.

Wieder so eine Spelunke?

Wieso Spelunke?

Vor ein paar Tagen hatten sie, einer spontanen Laune gehorchend, abends das Viertel südlich ihres Hotels durchstreift, dem sie mangels interessanter Gebäude bislang nur wenig Beachtung geschenkt hatten, waren von den wenigen vertrauten Straßen bald abgekommen, etwas planlos umhergeirrt und, als sie bereits umkehren wollten, in eine Cantina geraten, einen großen, saalähnlichen Raum mit blauen Azulejos an den Wänden, die ihm ein spanisches Aussehen verliehen, und einer holzgetäfelten Theke an der Stirnseite, einen Raum, der

erfüllt war vom Rauch der Zigarren und Zigarillos, den Stimmen dutzender Männer und dem Geklapper der Dominosteine: an jedem der zahllosen Tische saßen vier Männer, auf Beistelltischchen die Flaschen und Gläser mit Mexcal und Tequila und Teller mit Oliven und Nüssen, vor sich das Kontingent an Steinen, nahmen, nach genauer Prüfung, Zögern, Beobachten der Gegenspieler, einen der Steine und legten ihn an die bereits vorhandene Bahn an, aber nicht leise, vorsichtig, sondern mit einer herrischen Bewegung, die die Gegner beeindrucken sollte, ließen die Steine auf der Tischplatte aufschlagen, dazwischen Gelächter, Zustimmung, Protest, bis die Partie ihr Ende gefunden hatte und einer auf einem Zettel das Ergebnis festhielt, Münzen hin und her geschoben wurden und der nächste die Steine mischte, indem er sich erhob, vorbeugte, mit beiden Armen über die Tischplatte wischte und so die Steine zu sich heranfächerte, worauf er mit den Händen in dem Haufen wühlte (je lauter das Geklapper, desto besser offenbar), während die anderen den Verlauf der vorangegangenen Partie diskutierten, lachten, schimpften, einander zuprosteten. Da sind ja nur Männer, hatte Doris ihm zugeflüstert, als sie sich an einem freien Tisch niederlassen wollten, glaubst du, wir sind hier richtig? Er hatte sie noch beschwichtigt, das sei ein öffentliches Lokal, hier könne jeder und jede –, als ein livrierter Kellner zu ihnen trat, es tue ihm aufrichtig leid, la cantina es para caballeros, exclusivamente, man möge verstehen, aber –. ¡Malditos machos! Ihre Stimme war aus dem Lärm der Stimmen und Steine gesprungen, hatte das Gelächter, Geklapper und Geklirre übertönt, so dass es für einen Moment still wurde im Saal, die Männer unterbrachen ihr Spiel, drehten sich um und blickten zu ihnen beiden herüber, manche erstaunt,

andere belustigt, er, Richard, hatte Doris am Arm gepackt (Mach kein Theater, wir gehen!) und sie die Stufen hinaus ins Freie gezerrt, wo sie sich losriss und den Weg zurück ins Hotel schweigend, immer ein paar Schritte vor ihm, stapfte, mit jeder Faser ihres Körpers ihren Zorn, ihre Empörung ausdrückend, und er war hinter ihr hergetrottet und hatte sich wieder einmal schuldig gefühlt, weil es seine Idee gewesen war, die Cantina zu betreten.

Das war keine Spelunke, Doris.

Nein, aber ein Macholokal.

Vergiss nicht: Bei uns gibt es Lokale, die nur Frauen betreten dürfen.

Das ist etwas anderes.

Er holte Luft, würgte aber die schon bereitgehaltene Erwiderung wie einen zu großen Fleischbrocken hinunter. Diskussionen wie diese hatten sie schon zu oft geführt, und sie waren stets ergebnislos verlaufen, abgesehen von der miesen Stimmung, in der sie beide sich jedesmal danach befanden. Das wollte er unter allen Umständen vermeiden. Also versuchte er es anders.

Es ist ein Tanzlokal, ein historisches. Ich weiß auch nicht, weshalb es uns bislang entgangen ist.

Ein Tanzlokal? – Doris musterte ihn skeptisch. – Seit wann gehst du tanzen?

Ich meinte ja nur.

Er war ein miserabler Tänzer, genauer: gar kein Tänzer. Ich bin mit zwei linken Füßen auf die Welt gekommen, pflegte er zu sagen; der Tanzboden mag mich nicht. Doris fand das nicht witzig. Wegen dir verkümmern meine Tanzbeine. Auch ein Thema, über das sich trefflich streiten ließ. Und nun – er wusste selbst nicht, was ihn dazu veranlasste – schlug er den Besuch eines Tanzlokals vor.

Doris nahm vor ihm Aufstellung, die Hände in die Hüften gestützt.

Was hast du vor, Richard?

Gar nichts. Nur ein Lokal besuchen, das man, wenn man dem Excelsior Glauben schenken darf, gesehen haben muss. Ohne das man México offenbar nicht kennt.

Doris legte den Kopf schief, betrachtete ihn immer noch skeptisch aus den Augenwinkeln.

Danzón. Los Ángeles ist berühmt – Er fächelte ihr mit dem Zeitungsausschnitt zu. – für seinen Danzón.

OK. Aber du versprichst mir wenigstens einen Tanz, ja?

Versprochen.

Eine Stunde später, während der Metrofahrt hinauf nach Tlatelolco, reute ihn bereits seine übereilte Zusage. Was um alles in der Welt hatte ihn dazu verleitet, diesen verrückten Vorschlag zu machen? Das Inserat mit seiner Behauptung, Mexiko nicht zu kennen, wenn man Los Ángeles nicht kenne? Das schlechte Gewissen wegen des Cantinabesuchs neulich? Die Angst vor einem nichtssagenden Abend in einem x-beliebigen Restaurant? Wenn er könnte, würde er auf der Stelle kehrtmachen und irgendein Lokal besuchen, egal welches, nur nicht Los Ángeles. Doch das konnte er Doris nicht antun, herausgeputzt und duftend, wie sie neben ihm saß; und ihrer Beziehung ebenso wenig.

Er seufzte. Im linken Augenwinkel bemerkte er Doris' Kopfbewegung, spürte ihren forschenden Blick. Er zog es vor, weiter zum Fenster hinauszuschauen und über den vorbeiwischenden Farbflecken, Streifen und Lichtpunkten sein Spiegelbild zu betrachten.

Von der Metrostation mussten sie wieder ein paar Straßen zurück Richtung Süden gehen. Überall Plattenbauten, gesichtslose Kuben, Auswüchse eines Architek-

tenalptrauemes, hochgezogen und gruppiert um eine kleine, aus rötlich-schwarzem Vulkangestein errichtete Kolonialkirche und die letzten Reste aztekischer Tempel, gerade so, als gelte es, die vorangegangene Kultur – oder am besten gleich die Überbleibsel aller früheren Kulturen – zu erdrücken und das Werk zu vollenden, zu dem frühere Generationen nicht imstande gewesen waren, als schäme man sich dessen, was da einst blühte und gedieh und noch nicht gänzlich überrollt und ausgelöscht wurde, das sich selbst wieder überrollte und auslöschte in einem unaufhörlichen Prozeß des Vernichtens und Erschaffens und Wiedervernichtens, der bis in die Gegenwart anhielt und offenbar nie aufhören würde. Plaza de las Tres Culturas nannte man jetzt den Ort, als lebten oder hätten jemals die drei Kulturen friedlich koexistiert. Jedesmal wenn sie hier waren – und seit ihrem ersten Besuch waren sie immer wieder hierher zurückgekehrt wie zu dem unbegreiflichen und deshalb so anziehenden Beginn von etwas, von dem sie sich keinen genauen Begriff machten –, konnte er sich des Eindrucks nicht erwehren, unter den Pflastersteinen und den Betonplatten die Stimmen und Schritte der aztekischen Händler und Kaufleute zu hören, wie sie hier, am größten Marktplatz Amerikas, der jeden europäischen Markt seiner Zeit in den Schatten gestellt hatte, handelten, feilschten, stritten und lachten und einander Mythen und Neuigkeiten erzählten, bis die Horde der spanischen Eroberer mit ihren indianischen Vasallen über sie herfiel wie die apokalyptischen Reiter und hier, genau an diesem Platz, in einem letzten blutigen Aufbäumen eine Kultur ausgelöscht wurde und die Geschichte eines ganzen Kontinents eine neue Richtung erhielt. Und wenn sie dann auf einem der Tempelreste saßen und den Blick schweifen ließen über das kleine,

von Hochhäusern gesäumte Geviert, glaubte er stets auch die Stimmen und Schritte und Schreie der Studenten zu hören, die hier, viereinhalb Jahrhunderte später, gegen eine Politik demonstrierten, deren einziges Argument die Polizei war, die in die Menge schoss und ein weiteres Massaker in einem an Massakern überreichen Land anrichtete. Was suchst du hier, hatte Doris gefragt, als sie vor ein paar Tagen wieder einmal hier saßen. Ich weiß es nicht, hatte er erwidert, vielleicht Antworten. Antworten worauf? Wenn ich das wüsste.

Das Viertel schien jetzt menschenleer und dunkel; nur die Lichtflecken der Fenster sprenkten die Nacht und ließen ahnen, dass hinter den Fassaden der Hochhäuser Leben herrschte. Erst unten an der Ricardo Flores Magón nahm die Stadt wieder ihr vertrautes Gesicht an: An der Mündung in die Lerdo rechts ein Geschäft mit der Aufschrift ABARROTÉS (knallrot), darunter Vinos y licores (blauschwarz) und der Name „La Ola“ (grün), spärlich beleuchtet von ein paar an Kabeln schaukelnden Glühbirnen und einer unregelmäßig flackernden Neonröhre, die die ausgestellten Waren – Obst, Gemüse, Konservendosen und Plastikbehälter mit irgendwelchen Saucen und Säften – unwirklich, spukhaft erscheinen ließ; gegenüber eine Mauer aus Waschbetonplatten, von ausgefransten Plakaten überzogen, als hätte sie Krätze oder einen hässlichen Ausschlag, bei dem sich die Haut kringelt und in Streifen ablöst, grellbunte, bizarre Grafiken, handgemalte Werbeaufschriften, Telefonnummern, dahinter wild wucherndes Gesträuch, das an manchen Stellen die Mauer durchbrochen hatte und nun auf Gehsteig und Straße fingerte, das Geflecht der Wurzeln gut erkennbar an den Erhebungen und Ausbuchtungen des Asphalt; nach der Mündung einer Seitengasse ein grün gestrichenes einstöckiges Gebäude mit schmalen Bal-

konen und schmiedeeisernen Gittern, ein spanischer Kolonialbau der eher schlichten Art, der sich aus der Nähe als eine Cantina entpuppte (Doris' Seufzer: Nicht schon wieder!); und gegenüber das Ziel ihrer Wanderung: ein schmuckloser, langgestreckter, weißer Bau, der Sockel rostrot gestrichen, über Eingang und Fenstern dunkelgrüne Markisen und darüber in großen Lettern und Schreibschrift: *Los Angeles*.

Und das soll der berühmte Ballsaal sein?

Das ist der berühmte Ballsaal.

Aus dem Gebäude drang gedämpft Musik; Trompeten und Klarinetten konnte er ausmachen, ein Klavier, diverse Percussionsinstrumente und, über allem flatternd wie ein Kolibri, eine helle Flöte; der Rhythmus erinnerte irgendwie an Tango und Cha-Cha-Cha, nur langsamer, wiegender.

Wollen wir?

Wo wir schon da sind, Richard –

Er öffnete die Türe.

Der Raum: ein Saal ungeheuren Ausmaßes, ganz in gedämpftes rötliches Licht getaucht und erfüllt von der Musik und den Schritten und Stimmen unzähliger Paare, die sich auf dem Parkett drängen. Die Menschen: die meisten Männer ganz in Weiß gekleidet, die Anzüge weiß, die Hüte, wenn sie welche aufbehalten haben, weiß, selbst die Schuhe weiß, in ihren sparsamen Bewegungen ungemein elegante Erscheinungen; die Frauen in Kostümen oder in Blusen und langen Röcken, die Farben dezent, die Füße in Stöckelschuhen oder in Schuhen mit hohen Absätzen, die die kleinen, oft gedrunge- nen Gestalten größer, graziler erscheinen lassen. Die Szenerie: kaum jemand sitzt an einem der runden Tische am Rand des Parketts, fast alle tanzen, und trotz der vielen Paare und des dichten Gedränges ist es, als gehe

eine einzige große Bewegung durch den Saal, eine Welle, getragen von den Rhythmen und Melodien des Orchesters, das auf einer kleinen Bühne an der linken Breitseite des Saales postiert ist.

Er wirft Doris einen Blick zu, sieht den Glanz in ihren Augen.

Er winkt der KassiererIn neben dem Eingang, hebt die Rechte, spreizt Zeige- und Mittelfinger, legt ihr die Geldscheine auf die Theke, dann betreten sie den Saal.

Soeben ist der Tanz zu Ende, die Musiker stellen ihre Instrumente ab und verlassen die Bühne, die Tanzpaare zerstreuen sich, suchen ihre Plätze auf oder begeben sich zu einer Theke mit der Leuchtschrift *Dulcería*. Schritte, Gemurmels, Gläserklirren. Sie finden einen freien Tisch neben einer Säule, setzen sich, schauen.

Ich hab schon wieder das Gefühl, dass wir ziemlich fremd sind und auffallen.

Wir fallen überhaupt nicht auf, Doris, wir sind überhaupt nicht wichtig, und ich hol uns jetzt was zu trinken.

Als er an ihren Tisch zurückkehrt, in der Rechten ein Tablett mit Gläsern, Mineralwasserflaschen, zwei doppelten Tequilas und einer Schale mit Knabbereien, ist der Tisch neben ihnen von einem Paar besetzt. Er klein, gedrunge, dichtes, leicht ergrautes, nach hinten gekämmtes und mit Gel gestärktes Haar, dünner Schnurrbart, der helle Anzug zerknittert, die Sakkoärmel abgestoßen; sie ebenso etwas gedrunge, die schwarz gefärbten Haare gelockt, das geblümete Kleid mit den verwaschenen Farben ein Echo aus einer anderen Zeit.

Der Mann lächelt ihm zu.

Buenas noches.

Buenas noches, señor.

Der Mann beobachtet ihn, folgt seinen Bewegungen,

wie er die Gläser und Flaschen auf den Tisch stellt, Wasser einschenkt, sich setzt.

¿Es su primera vez?

Sí, señor.

¡Bienvenidos!

Der Mann hebt sein Colaglas, ebenso die Frau, die höflich lächelt. Sie heben ihre Tequilas, nicken den beiden zu.

Gracias.

Der Mann lächelt versonnen, als erinnere er sich an etwas, stellt dann sein Glas ab und legt die Rechte auf seine Brust. – Me llamo Armando, Armando Morales. – Und mit einer Geste in Richtung seiner Frau: – Mi esposa Dulce.

Muy encantado. – Er deutet eine Art Verneigung an, wie er sie in dem Land schon oft beobachtet hat. – Richard. Y mi esposa Doris.

¡Bienvenidos!

Wieder prosteten sie einander zu, und irgendwann sitzen sie nur noch um einen Tisch gruppiert und der Tisch ist voll Flaschen und Gläsern und Tellern mit Tacos und Chiles und gefüllten Tortillas, die sich der Mann nicht hat nehmen lassen, für sie alle zu holen – Me permito invitarles, amigos. –, und dann, irgendwann, hat er zu erzählen begonnen, als wären sie alte Bekannte und frischen Erinnerungen und Geschichten auf, und das Wenige, das sie verstehen, und das Wenige, das sie sich aus dem Wortschwall zusammenreimen, ergibt eine wunderliche Geschichte, dass sie annehmen müssen, das meiste missverstanden zu haben, wenn sie ihm nicht unterstellen wollen, ein allzu phantasiebegabter Fabulierer zu sein: Er, Armando, und seine Frau Dulce seien vor Jahren in den D.F. gekommen in der Hoffnung auf ein besseres Leben als in dem Dorf, in dem sie von

Geburt an gewohnt hätten, unten im Chiapas, in der tierra fría, wo eines Tages ein Regenguss ihr Haus einfach weggespült habe, so dass ihnen nichts anderes übrig geblieben sei, als sich aufzumachen und irgendwo eine neue Existenz aufzubauen, und so seien sie wie all die paracaidistas – ¿Lo entienden? –, die auf der Flucht vor dem immer öder und lebensfeindlicher werdenden Land in den D.F. kommen, nicht im Zentrum der größten Stadt der Welt gelandet, sondern an einem ihrer verkrätzten Ränder, diesen barrios perdidos, den verlorenen Vierteln, in die keiner freiwillig gehe und die die Politiker tunlichst meiden würden, sofern sie nicht irgendein Sozialhilfeprojekt oder eine Kanalisation medienwirksam eröffnen könnten, und sie beide wären wahrscheinlich immer noch dort, festgezurr an eine armselige Existenz und stets bedroht von Not – dabei hätten sie es im Lauf der Jahre sogar geschafft, einen winzigen Laden mit ein paar Waren für die tägliche Versorgung der umliegenden Hütten aufzubauen, der aber trotzdem zu wenig abwarf, um ein einigermaßen gesichertes Leben führen zu können –, wenn ihnen nicht zum zweiten Mal ein Regenguss sozusagen zu Hilfe gekommen wäre und alles fortgeschwemmt hätte, ein Regen ungeheuren Ausmaßes sei das gewesen, wochenlang habe es in Strömen gegossen, nichts sei mehr trocken gewesen, selbst durch die besten Dächer sei das Wasser gesickert und habe alles durchtränkt, so dass jeder schon geglaubt habe, der Untergang der Stadt, wenn nicht gar der ganzen Welt stehe bevor, und da sei der Boden eines Nachts einfach ins Rutschen geraten – keine Seltenheit in diesem Land, immer wieder gebe es Erdbeben, die ganze Dörfer zerstören und dutzende Familien auslöschten würden – und habe sie mitsamt ihrem Laden fortgeschwemmt, einfach so, und als sie

am Morgen aufgewacht seien, hätten sie sich unten in der Stadt wiedergefunden, heil und gesund, nur der Laden sie unbrauchbar gewesen, alle Waren voll Schlamm und zerstört – ¡Es verdad, amigos, hay suficientes testigos, genug Zeugen, die das beschwören können! –, aber während die anderen aus ihrem Barrio, die so wie sie abgerutscht und in der Stadt gestrandet seien, wieder zurückgekehrt seien und wahrscheinlich immer noch dort oben auf dem Hügel lebten, hätten sie dies als Fingerzeig Gottes gesehen und beschlossen, noch einmal von vorn anzufangen, und zwar in der Stadt und nicht wieder irgendwo am Land oder am Stadtrand, und nachdem Dulce jeden Sonntag zur Guadalupe gepilgert sei und eine Kerze geopfert habe – und das mehrere Monate hindurch –, habe diese ihre Gebete erhört und sie seien nun glückliche Besitzer eines kleinen Ladens unten in Hipódromo, keiner schlechten Gegend, und könnten es sich leisten, einmal im Monat ins Los Ángeles zu kommen, um ihrer größten Leidenschaft zu frönen und Danzón zu tanzen.

Als sei dies das Stichwort gewesen, hat das Orchester Aufstellung genommen und beginnt wieder zu spielen. Ein, zwei Takte genügen – eigentlich ist es erst das Vorspiel und die Melodie noch nicht zu erkennen – und ein Raunen geht durch den Saal, Paare erheben sich und eilen aufs Parkett, ebenso Armando und Dulce.

¡*Nereidas!* ¡Es nuestra canción favorita! – Nach ein paar Schritten dreht sich Armando nach ihnen um. – ¡Vengan, amigos! ¡Deben bailar!

Doris steht auf, schaut ihn, Richard, an, erwartungsvoll, bittend.

Ich kann nicht tanzen. Ich hab es nie gelernt. Und den Danzón schon gar nicht.

Er erhebt sich, bleibt hilflos stehen.

Bitte, Richard!

Da kehrt Armando zurück, nimmt den Freund gewordenen Fremden an der Hand.

¡Vente, vente, amigo! Es muy facil.

Gemeinsam gehen sie auf die Tanzfläche, er sieht die Paare, wie sie sich wiegen, in kleinen Schritten über den Boden zu schweben scheinen, sieht das Leuchten in ihren Augen, den Ernst in manchen Zügen, das stille Lächeln.

El danzón te atraparé y te empujaré a seguir viviendo con más energía y alegría. Lo verás. – Armando schiebt ihn in Doris' Arme. – Du wirst sehn: Der Danzón wird dich packen, und dann lebst du mit mehr Energie und mehr Freude.

Doris nimmt seine Linke, legt seine Rechte an ihre Hüfte, strahlt.

Und was jetzt?

Du brauchst nur meinen Bewegungen folgen. Du wirst sehn, es geht.

Und dann beginnen sie zu tanzen.